

# Weil Kapitalismus sich ändern muss: Im Gespräch mit Hartmut Rosa und Stephan Lessenich



**Hartmut Rosa** ist Professor für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Autor der vielzitierten Studie »Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne«.

**Stephan Lessenich** ist Professor für Vergleichende Gesellschafts- und Kulturanalyse an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und forscht u.a. zum Wohlfahrtsstaat, zu institutionellem Wandel und gesellschaftlicher Transformation.



---

*Herr Lessenich, Herr Rosa, beginnen wir mit einer der großen Fragen unserer Zeit: Was ist für Sie das gute Leben?*

**Lessenich:** Das gilt nicht. (*lacht*)

*Wieso?*

**Lessenich:** Die Frage stand nicht auf dem Fragebogen (*lacht*) – aber ich will trotzdem eine Antwort finden. Das gute Leben ist

erstens nicht etwas, das ich mir individuell vorstelle. Das gute Leben ist für mich eine kollektive Vorstellung, ein Leben, in dem ich mich in sozialen Zusammenhängen denke. Das ist für mich ganz wichtig, da für mich der Wert der Solidarität eine zentrale Rolle bei der Gestaltung von Gesellschaft spielt. Zum guten Leben gehören für mich daher auch solidarische Sozialbeziehungen. Das gute Leben ist für mich im Übrigen nicht nur eine Einstellungsfrage. Es ist vielmehr von Anfang an auch eine

*Das gute Leben findet für mich immer in Gesellschaft statt*

Frage der Konstruktion von Institutionen, die das gute Leben ermöglichen oder sogar befördern. Also einerseits geht es da um eine Kollektivveranstaltung: Das gute Leben findet für mich, nicht nur als Soziologe, son-

dern auch persönlich, immer in Gesellschaft statt. Andererseits ergibt es sich selbstverständlich immer auch im Kontrast zu den gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen, die ich und wir wahrnehmen.

*Was bedeutet das konkret: »in Gesellschaft«? Und welche Entwicklungstendenzen meinen Sie?*

**Lessenich:** Zu einem guten Leben gehören für mich Zeit und Muße, die wir in der gegenwärtigen Hektik des strukturell schneller werdenden Alltags immer seltener haben. Vor allem aber gilt es zunächst eine Vorstellung darüber zu entwickeln, was denn eigentlich ein gutes Leben wäre, also zu fragen: Was wäre das für mich individuell – und inwieweit sind meine individuellen Vorstellungen von gutem Leben verallgemeinerungsfähig und nicht einschränkend für andere? Man muss sich also erst einmal darüber klar werden, was man individuell und kollektiv in Gesellschaft eigentlich möchte, bevor man losrennt. Für eine reflektierte Vorstellung vom guten Leben und wie dieses eigentlich zu bestimmen wäre, bedarf es also immer einer Rückkopplung zwischen mir und anderen. Insofern gehört für mich zur Frage nach dem guten Leben zuallererst der institu-

tionelle und verfahrensförmige Rahmen, der es ermöglicht, gemeinsam in Gesellschaft so eine Frage auch wirklich beantworten zu können und eben nicht nur individuell. Genau dieser Rahmen löst sich aber mehr und mehr zwischen Alltagsstress, der Erosion des Sozialen und einem starken Individualismus auf. Das sind die gegenwärtigen Entwicklungstendenzen. Aber ich bemerke gerade, dass ich Ihre Frage auf einer Metaebene beantworte ....

*... bringen wir es doch auf die Mikroebene runter: Haben Sie ein gutes Leben im Kapitalismus?*

**Lessenich:** Wenn ich mich jetzt selbst in meinem Alltag betrachte, gibt es zwei Bereiche zu unterscheiden: Arbeit und Leben. Und ich würde sagen, im privaten Leben bin ich gerade glücklich. Das gehört zum guten Leben dazu. Wir wissen aber um die Übergriffe der Arbeit auf das Leben, um die Verschränkung beider Sphären. Ich bin in meiner Arbeit sehr zufrieden und tue das, was ich auch gerne tue.

*Zum Beispiel mit mir dieses Interview führen?*

**Lessenich:** Ja, und die Zeit und Muße dafür nehmen zu können. Gleichzeitig fühle ich mich aber in meiner Arbeit durch strukturelle Bedingungen, die individuell nicht hintergebar sind, auch eingeschränkt. Denn ich arbeite an der Hochschule in einer Struktur, die mittlerweile voll und ganz auf die Überbeanspruchung der in ihr Tätigen angelegt ist. Zwar kann ich mich dieser Struktur teilweise entziehen, könnte also gerade als Hochschullehrer im Vergleich zu anderen MitarbeiterInnen an bestimmten Punkten sagen »Nein, ich bevorzuge es, mich hier nicht zu beteiligen. Ich ziehe mich an dieser Stelle zurück.« Die Struktur selbst setzt aber Anreize unterschiedlichster Art – die in diesem Fall wesentlich nicht ökonomischer Natur sind, sondern eher Fragen der Wertschätzung und Anerkennung betref-

fen – dafür, immer noch eine Schippe draufzulegen. Deswegen würde ich zwar sagen: Ich bin eigentlich grundsätzlich glücklich und habe für ein gutes Leben auch eine gute Arbeit. Aber ich sehe, dass es Institutionen und Strukturbildungen gibt, die es mir zunehmend schwerer machen, aus bestimmten Prozessen auszusteigen und heraus zu optieren, zu sagen: »Nein, das müssen wir eigentlich anders machen.« Und so könnte auch die Hochschule viel stärker ein gutes Leben ermöglichen, für alle ihre MitarbeiterInnen, wenn die Strukturen anders gebaut wären. Dass die Hochschule heute aber so ist, wie sie ist, hängt im Kern mit den aktuellen Entwicklungstendenzen des Kapitalismus und seiner steten Steigerungslogik zusammen. Und das können Sie konkret etwa am steigenden Publikationsdruck, der immer wichtiger werdenden Einwerbung von Dritt- bzw. Forschungsmitteln oder der immer weiter steigenden Zahl zu betreuender Studierender ablesen – bei gleichem Personalbestand.

*Lassen Sie uns später noch mal darauf zurückkommen, wie man es schafft, aus dem Hamsterrad auszubrechen. Wie ist das bei Ihnen, Herr Rosa, was verstehen Sie unter einem »guten Leben« und wie gut lebt es sich für Sie im Kapitalismus?*

Rosa: Da zitiere ich gerne Adorno, der sagt: Es gibt kein richtiges Leben im falschen. Aber das ist mehr eine theoretische Antwort, praktisch beobachten wir als Soziologen etwas ganz Interessantes: Die meisten Leute sagen, mit der Welt, mit Deutschland und den Zukunftserwartungen geht es bergab. Sie erwarten Verdüsterungen der Horizonte, aber ihnen selber geht es eigentlich ganz gut. Für sich selber haben sie auch keine so großen Befürchtungen. Und bei mir ist es ähnlich wie bei Stephan Lessenich: Eigentlich habe ich ein ziemlich gutes Leben.

*Und wie würden Sie ein gutes Leben definieren?*

**Rosa:** Ich glaube, formal würde ich es aus zwei Fragestellungen heraus definieren: Habe ich eine Vorstellung davon, was für mich wirklich wichtig ist? Und habe ich das Gefühl ein Leben zu führen, dem es gelingt, dieses Wichtige auch zu tun oder zu erreichen? Darum geht es doch im »guten Leben«. Und ich denke, dass man heute immer noch das tun kann, was man für wirklich wichtig hält, aber das muss man eben auch tun wollen. Wenn man also Lust hat – oder Libido wie Marcuse sagen würde – Dinge zu tun, die man auch für wichtig hält, und diese Dinge tun kann, ist es für mich ein relativ glücklicher Zustand. Umgekehrt ist ein Leben unglücklich, in dem das »Wollen« und das »Müssen« ständig auseinandergehen. Wenn ich beispielsweise das Gefühl habe, es wäre echt wichtig (für meine Karriere), diesen Aufsatz zu schreiben, es aber eigentlich hasse. Das ist dann für mich kein richtig gutes Leben mehr. Wenn man also nur das tut, was man für eine Pflicht hält, glaube ich, stirbt man innerlich ab und man verliert das, was ich Resonanz nennen würde.

*Ein Leben ist unglücklich, in dem das »Wollen« und das »Müssen« ständig auseinandergehen*

*Was verstehen Sie unter »Resonanz« und was kann ich tun um sie nicht zu verlieren?*

**Rosa:** Was Stephan Lessenich mit Solidarität umschrieben hat, würde ich versuchen, mit dem Begriff der Resonanz zu erfassen: Erstens geht es eben nicht nur um das Anhäufen von Gütern oder darum irgendwelche Ziele zu verfolgen, sondern auch darum, dass man in Verhältnissen lebt, bei denen »die Welt« antwortet. Das betrifft natürlich zunächst einmal die soziale Interaktion, also das Leben in Gemeinschaften, in persönlichen Beziehungen, die man als Antwort- bzw. als lebendige Austauschbeziehungen erfährt. Ich glaube, das ist eine zentrale Bedingung für ein gutes Leben. Zweitens habe ich in

meiner persönlichen Lebensführung immer gesagt: »Ich für mich brauche geistige Tätigkeiten.« Als Wissenschaftler liegt das nahe. Also möchte ich auch das Gefühl haben, Resonanz auf der geistigen Ebene zu spüren, indem ich an Themen arbeiten kann, an denen mir etwas liegt und die für mich wichtig sind. Neben diesen beiden Bedingungen braucht es aber drittens auch noch Dinge, die nicht kognitiv vermittelt werden. Ich jedenfalls brauche Musik und irgendeine Form von Sport. Und da diese Felder einigermaßen funktionieren, auch in schwierigen kapitalistischen Bedingungen, würde ich sagen: »Ja, man kann Formen und Ideen guten Lebens auch in kapitalistischen Strukturen verwirklichen.« Es kommt aber auf eine für mich passende Mischung dieser drei oder vier starken und schwachen Werte an. Unter den herrschenden strukturellen Bedingungen, die definitiv suboptimal sind, gelingt uns die Mischung tendenziell aber immer weniger.

**Lessenich:** Unsere Übereinstimmung in Fragen sozialer Interaktion sehe ich auch so, grundsätzlichen Dissens haben wir aber meines Erachtens bei folgendem Punkt: Für einen Großteil unserer MitbürgerInnen dürfte es sehr schwierig sein, ein gutes Leben zu verwirklichen. Denn es kommt dabei maßgeblich auch auf unsere sozialstrukturelle Positionierung in der Gesellschaft an. Sie fragen hier gerade zwei Personen, die relativ privilegiert sind und relativ viele Optionen haben, ihre Vorstellung vom guten Leben für sich selbst auch zu realisieren. Und das nicht nur, weil wir zufällig als wissenschaftlich

*Die Chancen zu einer guten  
Lebensführung in unserer  
Gesellschaft sind doch höchst  
ungleich verteilt*

Interessierte im Wissenschaftsfeld arbeiten, sondern weil wir tatsächlich in unserem Handeln relativ große Freiräume haben. Wir können beispielsweise unsere Gewichtung zwischen »Arbeit« und »Leben« in einem gewissen Rahmen selbst

bestimmen oder Dinge tun, die unserer Idee von einem angemessenen Leben in Gesellschaft zumindest nahekommen. Si-

cher, auch in anderen sozialen Milieus oder in anderen Berufsfeldern mag das von Fall zu Fall gelingen, aber insgesamt sind die Chancen zu einer guten Lebensführung in unserer Gesellschaft doch strukturell höchst ungleich verteilt.

*Sie sehen das anders, Herr Rosa?*

**Rosa:** Erstens glaube ich, dass wir strukturell einen Fehler machen – und Stephan Lessenich macht ihn auch – und meinen, mehr Optionen machen ein Leben per se besser. Meine eigene Philosophie lautet: Das ist völlig falsch, denn es geht nach meiner Definition um die Übereinstimmung von starken und schwachen Werten und die Möglichkeit, ihnen gemäß zu handeln und zu leben. Die Idee mit der Optionenvermehrung ist insofern richtig, weil sie in vieler Hinsicht erst die Möglichkeit schafft, gemäß meiner starken Wertungen zu leben. Aber das Leben wird nicht per se dadurch besser, dass ich immer mehr Möglichkeitshorizonte habe. Zweitens sehe ich auch die Sache mit der Sozialpositionierung anders. Sicher trifft es zu, dass ich kein gutes Leben haben kann, wenn ich permanent unter Hunger leide oder von der Angst bedroht bin, entlassen zu werden. Das sind Faktoren, die es schwer oder schwieriger machen, ein gutes Leben zu verwirklichen. Aber wenn Menschen aufgrund von ständiger materieller oder immaterieller Optionenvermehrung und den damit einhergehenden Zwängen, diese zu bewahren, zu nützen und zu erweitern, in einen Burn-out geraten oder in Depressionen, geht es ihnen genauso schlecht oder sogar noch schlechter als Menschen, die unter ganz unterprivilegierten Verhältnissen beispielsweise mit Hartz IV leben, es aber geschafft haben, sich eine kleine ›Lebensnische‹ zu erobern und zu bewahren. Pauschalieren lässt sich der Satz »Viele Möglichkeiten und hohes Einkommen garantieren ein besseres Leben« jedenfalls nicht. Und auch bieten sich nicht unbedingt bessere Rahmenbedingungen, sondern in erster Linie andere.

**Lessenich:** Ich habe nicht von Einkommen und von ständiger Optionsmaximierung gesprochen. Mir ging es darum, dass wir beide uns beruflich, auch ökonomisch, vor allem aber von unserem kulturellen und sozialen Kapital her in einer sozialen Position befinden, die uns einfach mehr Optionen eröffnet. Wir beide haben am Ende des Tages schlicht mehr Optionen, um eine Deckung zwischen unseren schwachen und unseren starken Wertungen herzustellen, als viele andere in dieser Gesellschaft.

*Um es ein bisschen zuzuspitzen: Sie als Wissenschaftler, als Professoren haben völlig andere Möglichkeiten und andere Zugänge als derjenige, der am Fließband steht?*

**Lessenich:** Ich habe in meinem Studium auch am Fließband gejobbt, aber ich müsste nicht einmal den Vergleich zwischen mir und dem sprichwörtlichen Fließbandarbeiter bemühen. Wenn ich mir nur uns und etwa unsere wissenschaftlichen MitarbeiterInnen vergleichend anschau, haben wir beide auf unserer Seite quasi eine Kombination von Elementen der Selbstständigkeit mit gleichzeitig solchen der (sozialen) Sicherheit aufgrund unseres Beamtenstatus. Und bei allen Staats- und Haushaltskrisen können wir davon ausgehen, dass wir relativ gut abgesichert sind und das auch bleiben werden. Auf der anderen Seite, unter den MitarbeiterInnen, haben sie durchweg prekäre, befristete Arbeitsverhältnisse und ein hohes Maß an persönlicher Abhängigkeit. Von daher scheint es mir offensichtlich zu sein, dass wir von strukturellen Bedingungen profitieren, die objektiv deutlich besser sind, um eben das zu realisieren, was ich in meinem Leben auch gerne realisieren will. Und das gilt mehr noch auf lange Frist, mit Blick auf meine persönliche Zukunft – es sei denn es ereilt mich der Herzinfarkt oder was auch immer.

**Rosa:** Ich will soziale Ungleichheit gar nicht strukturell rechtfertigen. Ich will lediglich vorurteilslos danach fragen, was ein gutes Leben ist. Da finde ich das Beispiel von Stephan Lessenich hochinteressant, weil meine eigene Erfahrung seltsamerweise nicht so war. Jeder von uns Professoren sagt: »Wir haben praktisch Lebenszeitstellung. Bei uns gibt es den ökonomischen Druck und das, was einen nicht schlafen lässt oder Herzflattern verursacht, nicht. Viel schlimmer ist es bei Menschen, die nur zwei Jahre oder ein Jahr Zielhorizont haben.« Ich fand komischerweise, dass ich vor beruflichen Sorgen erst nicht schlafen kann, seitdem ich diese Vollzeitstellung hier habe. Und zwar aus dem Grund, weil ich vorher immer dachte: »Wenn ich mal einen Beruf habe, eine feste Professur, dann beginnt das gute Leben.« Das bedeutet aber, ich habe mich als jemand wahrgenommen, der sich auf eine Ziellinie zubewegt. Es war viele Jahre lang mein Ziel, irgendwann einen Ruf und eine Stelle zu bekommen. Und als ich sie hatte, habe ich festgestellt, ich renne immer noch, aber es gibt eigentlich keinen Zielhorizont mehr. Und das Gefühl ist, es geht ewig so weiter. Es wird eher noch schlimmer: noch ein Projekt und noch eine Aufgabe. Das heißt, es gibt den Horizont nicht. Ich will nicht sagen, damit ist es definitiv schlechter als vorher. Aber da kommt eben eine Sache ins Spiel, die man vorher gar nicht sieht und die auch mein Kollege hier ausblendet. Und das ist dann eben die andere Seite der Medaille, die weniger mit sozialstruktureller Positionierung als mehr mit der Steigerungslogik des Kapitalismus zu tun hat. Das bessere Leben des Professors aufgrund von mehr Möglichkeiten und sicherer Anstellung? Das muss nicht so sein, das scheint nur dann gewährleistet, wenn man Lebensqualität an äußerlichen Faktoren misst.

**Lessenich:** Ohne die Einblendung dieser strukturellen Unterschiede kannst Du Dein Argument aber nicht machen. Denn Du gehst einfach zu stark von Deinen eigenen Lebensverhältnissen aus. Das wäre für mich in der Tat eine grundsätzliche

Frage: Das, was Du schilderst, stelle ich nicht in Zweifel – aber ist es deshalb auch ein verallgemeinerbares Phänomen?

*Ist Ihre Sicht zu individuell, Herr Rosa?*

**Rosa:** Nein, ist sie nicht. Denn es ist ja ein wichtiger Punkt, ob man individuell sein eigenes Leben als gut empfindet oder nicht. Und natürlich kann ich da auf die strukturellen Bedingungen schimpfen und aufgeben. Aber ich kann auch versuchen, mir ein Ziel zu setzen und mich auf den Weg dorthin zu machen. Das gehört essentiell zur Selbstwahrnehmung, ein gutes Leben zu haben, dazu: Das Gefühl, dass man auf dem Weg zu einem Berg, zu einer besseren Position ist. Und das ist der Unterschied zu Stephan Lessenichs genannter Differenz, die sich nur aus der sozialstrukturellen Positionierung eines jeden Einzelnen ergibt. Es kommt nicht nur auf die Position, sondern es kommt mindestens ebenso sehr und manchmal sogar noch mehr auf die empfundene Bewegungsrichtung an. Dass man in einer strukturell benachteiligten Situation das Gefühl erhält oder erzeugt, in Bewegung, Richtung, Veränderung zu sein und sein eigenes Leben als Fortschrittsgeschichte erzählen kann, ist

*Zu einer gelingenden Identität gehört das Gefühl, sein eigenes Leben so erzählen zu können, dass man auf dem Weg zu einem Ziel ist*

wichtig und manchmal entscheidend für die Frage, ob man sein eigenes Leben als gut erfährt. Das ist nicht nur mein subjektives Gefühl, das sagen auch alle Narrations- und Identitätsforscher: Zu einer gelingenden Identität gehört das Gefühl, sein eigenes Leben so erzählen zu können,

dass man auf dem Weg zu einem Ziel ist. Dieses Ziel wird aber – noch mal – durch die Steigerungslogik im Kapitalismus ad absurdum geführt. Und daran ändern auch bessere sozialstrukturelle Voraussetzungen nichts.

**Lessenich:** Alle kritischen Narrationsforscher sagen auch, dass die Gesellschaft darauf angelegt ist, einen solchen Zielweg zu

konstruieren, das eigene Leben als ein gerichtetes konstruieren zu müssen. Und ich glaube, eine solche Konstruktion ist auch Effekt einer spezifischen kulturellen Prägung der modernen kapitalistischen Gesellschaft. Insofern meint Hartmut Rosa womöglich, er könne die strukturellen Bedingungen in dieser Gesellschaft durch erfolgreiche individuelle Selbstwahrnehmung und eine subjektiv konstruierte Fortschrittserzählung überwinden. Sein eigenes Karrierebeispiel zeigt aber gerade das Gegenteil: Er hat sein Ziel erreicht, läuft dennoch immer weiter, ohne Zielhorizont, und findet sich trotz sozialen Aufstiegs in strukturellen Zwängen wieder, die mit seiner Position in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung verbunden sind.

**Rosa:** Was Du da unterstellst, glaubt Hartmut Rosa gerade nicht, darauf will ich doch hinaus. Gesamtgesellschaftlich und sozialstrukturell sind meine Chancen auf ein gutes Leben vielleicht gestiegen, individuell macht mich deshalb ein großer Optionsraum allein nicht glücklich.

**Lessenich:** Punktsieg für mich (*lacht*).

*Ich versuche Sie, Herr Rosa, noch mal beim Zeitbegriff punkten zu lassen. Die Leitfrage »Was ist ein gutes Leben?« muss man im Kontext von gewissen Rahmenbedingungen diskutieren. Aber was sind eigentlich die Rahmenbedingungen im Kapitalismus, also kurz: Was verstehen Sie, Herr Lessenich, unter Kapitalismus?*

**Lessenich:** Analytisch ist er zunächst einmal im Kern eine Form der Organisation des Wirtschaftssystems. Eine Produktionsweise, die sich beispielsweise durch Kriterien wie das private Eigentum an den Produktionsmitteln und strukturelle Abhängigkeits- und Unabhängigkeitsverhältnisse mit Blick auf die Verfügbarkeit über bestimmte machtbesezte Ressourcen kennzeichnen lässt. Dazu gehört weiterhin die Lohnarbeit, also die Übertragung des Preismechanismus auf die Arbeit und

dass diese auf Märkten nach Maßgabe von Angebot und Nachfrage wie jede andere Ware gehandelt wird. Dazu gehört auch und vor allem die Profitidee, also dass wirtschaftliche Tätigkeit immer in einem Mehrwert resultieren muss, der aus der Ausbeutung bestimmter Ressourcen entsteht und der dann wieder reinvestiert wird. Als weiteres Element ist mindestens Dynamik, also eine beständige Weiter- bzw. Höherentwicklung, sprich eine spezifische Akkumulationslogik, zu nennen. Und ich finde, wirklich über den Kapitalismus sprechen kann man nur, wenn man sich klarmacht, wie sehr diese Organisationslogik des Wirtschaftlichen verkoppelt ist mit sämtlichen anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen und den Handlungsorientierungen der Menschen, die sich in diesen anderen Bereichen bewegen.

*Wo beobachten Sie diese Verkopplung und was macht die Organisationslogik aus?*

**Lessenich:** In einem langen historischen Prozess hat diese Gesellschaft politische Institutionen ausgebildet, also der ganze Apparat der Staatsintervention, die auf dieses Wirtschaftssystem bezogen sind und irgendwie daran beteiligt sind, an dessen Forterhaltung und Weiterentwicklung zu arbeiten. Das könnte man für viele Felder zeigen, zum Beispiel auch für das Erziehungssystem, aber auch für die spezifischen Familienstrukturen. Ich habe zwar keine rein ökonomistische Lesart des Ganzen, aber es bilden sich mit Blick auf die gesellschaftliche Strukturbildung doch Wahlverwandtschaften aus, die von der Logik der Ökonomie ausgehen. Und dann sind die Fragen, die wir zuletzt diskutiert haben, ganz wichtig, denn es hat sich historisch auch ein kapitalistisches Subjekt herausgebildet, welches den Kapitalismus gewissermaßen in sich trägt. Soll heißen: wir machen alltäglich Kapitalismus. Kapitalismus ist nichts irgendwo da draußen, nichts

*Der Kapitalismus ist in uns und wir reproduzieren ihn täglich mit*

Böses, was über uns kommt und was wir als externen Feind anvisieren und bekämpfen könnten – sondern der Kapitalismus ist in uns und wir reproduzieren ihn täglich mit. Nicht identisch und auch nicht als Automaten, aber wir treiben ihn doch mit an, und er treibt uns um. Zum Teil tun wir das intentional, zum Teil unabsichtlich, zum Teil, ohne dass wir eine Alternative dazu hätten, aber jedenfalls sind wir so oder so mit in dem Spiel. Diesen Zusammenhang muss man unbedingt reflektieren, gerade wenn es darum geht, etwas zu verändern oder nach Alternativen zu fragen. Und nicht, dass ich etwa sagen würde: »Wir müssen nur unsere Lebensführung ändern, dann wird alles besser.« Sondern man muss wirklich beides, Struktur und Handeln, zusammen in den Blick nehmen.

*Man muss wirklich beides, Struktur und Handeln, in den Blick nehmen*

*Sie schütteln schon den Kopf, Herr Rosa. Lassen Sie mich neben ihrem Verständnis von Kapitalismus noch eine Frage anschließen: Ist es heute im Vergleich zum 20. Jahrhundert schwieriger oder einfacher geworden – um die Leitfrage aufzugreifen – ein gutes Leben im Kapitalismus zu verwirklichen?*

**Rosa:** Ich glaube, es ist nicht einfacher, es ist tendenziell eher schwerer geworden ist. Und zwar vor dem Hintergrund der immer tiefer durchdringenden Ökonomisierung vieler Lebensbereiche, wie dies Stephan Lessenich gerade dargelegt hat. Die große Frage im 21. Jahrhundert ist daher die der Subjektivierung und Individualisierung, also konkret: Müssen wir nicht wieder vermehrt im Kollektiv denken und das Solidarbewusstsein stärken, um aus der Steigerungslogik des Kapitalismus auszubrechen? In Stephan Lessenichs Analyse »Die Neuerfindung des Sozialen«\* hat er die komplette Internalisierung im

\* Stephan Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript 2008.

21. Jahrhundert brillant dargelegt. Im 20. Jahrhundert dagegen – denkt man an den klassischen Fordismus – ist man an Fließbänder gezwungen worden. Aber immer mit der Idee Leben und Arbeit zu trennen. Die Idee war, die Arbeitszeit immer wieder ein wenig zu senken, dafür aber ein bisschen mehr Urlaub und vor allem auch mehr ökonomische Möglichkeiten zu erhalten, wie sich beispielsweise ein Häuschen und ein Auto leisten zu können. Man hat das gute Leben versucht außerhalb der Arbeitssphäre zu verwirklichen. Dafür hat man in der Arbeitssphäre natürlich den Preis mit größerer Unfreiheit, Abhängigkeit und niedrigerem Lohn bezahlt. Heute stellen wir fest, dass sich diese Grenze zwischen Arbeit und Leben wieder auflöst und das vielleicht noch viel stärker, als man es industriesoziologisch sehen will. Der wesentliche Grund und Unterschied zu früher ist: Nicht nur die Arbeitssphäre, sondern das Gesamtleben folgt mittlerweile der Wettbewerbslogik.

*Nicht nur die Arbeitssphäre,  
sondern das Gesamtleben  
folgt mittlerweile der Wett-  
bewerbslogik*

Das fängt bereits schon bei Kleinkindern an: Eltern sind beispielsweise immer darauf aus, das Kind maximal zu fördern und es geht immer um die Frage, was das Kind jetzt schon kann: Es ist zwar erst zwei Monate, aber es kann schon krabbeln ...

*Trifft dieses erneute Verschmelzen von Arbeits- und Lebenswelt für alle Gruppen und Schichten zu? Ist das nicht ein bisschen zu subjektiv gedacht?*

**Rosa:** Genau das ist ja mein Punkt von oben: Wenn der Kapitalismus die Subjekte erzieht und knechtet und in die Beschleunigungslogik bringt, dann tut er das bei den Eliten mehr als bei den anderen. Deshalb kann man nicht einfach sagen, bei den einen geht es gut, bei den anderen geht es schlecht. Und deshalb ist die grobe linke Beschreibung des Kapitalismus als ein System mit inneren Widersprüchen und zwei Klassen, von denen es den einen gut und den anderen schlecht geht, auch ver-

kürzt. Der Zustand des kapitalistischen Subjekts in ständigem Wettbewerb in allen Lebensbereichen – ob elitär oder prekär – unterläuft diese Beschreibung komplett.

*Bei so viel kritischen Worten: Gibt es denn auch Positives zum Kapitalismus zu berichten?*

**Rosa:** Sicher, und ich denke, wenn wir das nicht ernst nehmen, auch als Sozialkritiker, dann machen wir uns selbst unglaublich unwürdig. Die kapitalistische Organisation der Wirtschaft hat gewaltigen materiellen Reichtum und technische Fortschritte erzielt. Unter fast jeder Perspektive des Lebens hat diese Entwicklung uns Fortschritte gebracht, indem sie zum Beispiel Mangel beseitigt hat, wenn auch nicht überall und in jedem Maße gleich. Und auf unsere Ausgangsfrage bezogen: Der Kapitalismus hat große Options- und Selbstbestimmungsspielräume eröffnet, zumindest theoretisch. Wir haben jetzt den Reichtum, volkswirtschaftlich gesehen, um ein selbstbestimmtes gutes Leben führen zu können. Der Kapitalismus hat Wohlstand geschaffen und die Erschaffung der technischen Möglichkeiten durch die Wettbewerbslogik mitbefördert. Das Problem ist nur, dass diese Spielräume wieder enger und kleiner gemacht werden und zwar oben wie unten, weil es eben eine niemals abschließbare Wettbewerbslogik ist, die dieses Spiel treibt.

*Ist das Spiel denn so falsch?*

**Rosa:** Nicht falsch, aber zunehmend werden die Energien der Lebensführung nicht auf die Realisierung selbstgesetzter Ziele oder Vorstellungen eines guten Lebens verwendet, sondern auf die Erhöhung von Wettbewerbsfähigkeit. Und genau das sagen auch Menschen, wenn man sie empirisch befragt. Sie machen sich selbst und ihr Leben zum Instrument statt zum Zweck, ganz so, wie Marx das schon in den Frühschriften

postuliert. Im 21. Jahrhundert haben Menschen das Gefühl, sie müssen immer schneller laufen, um ihren Platz zu halten. Das ist ein unisono immer wiederholter Satz, den finden Sie in Ja-

*Im 21. Jahrhundert haben Menschen das Gefühl, sie müssen immer schneller laufen, um ihren Platz zu halten*

pan, in Russland, in den USA und bei uns gleichermaßen. Der große Unterschied zum 20. Jahrhundert ist, dass wir jetzt sowohl als Volkswirtschaften als auch individuell das Gefühl haben, wir müssen uns noch mehr anstrengen, noch innovativer sein, noch härter arbeiten, um nicht abzurutschen. Im 20. Jahrhundert gab es aber tendenziell noch die Hoffnung, schneller zu laufen, damit es besser wird. Wohlstands- und Fortschrittsversprechen waren dort noch im Alltagshandeln spürbar, wenigstens als Horizonte. Natürlich nicht in allen Schichten und für alle Menschen, aber es gab da immer noch diese Idee, durch Wachstum, durch Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit oder sonst was bewege ich mich vorwärts. Heute sieht es anders aus, und das Gefühl ist am besten sichtbar, wenn man Eltern nach der Zukunft ihrer Kinder fragt: Sie sagen dann nicht mehr: »Die Kinder sollen es einmal besser haben«, sondern »Wir müssen alles tun, damit sie es nicht viel schlechter haben.«

*Das alte Credo »Wohlstand für alle!« gilt also längst nicht mehr? Der Satz müsste doch für viele Menschen gerade nach der enormen Wohlstandsvernichtung innerhalb der letzten vier Jahre wie Hohn klingen?*

**Lessenich:** Ich mache es mal so elegant wie Hartmut Rosa, stimme im weitesten Sinne zu, aber an ein, zwei Punkten nicht. Wo ich nicht zustimmen würde, wäre nämlich da, wo die positiven Seiten des Kapitalismus geschildert werden und es wie beim »Leben des Brian« heißt: »Was hat uns der Kapitalismus gebracht? Ja, eigentlich doch ganz viel Positives.« Und was genau aber, außer dass dort den Römern konzidiert wurde, man

könne nachts wieder sicher auf die Straße gehen und diese Straßen seien mit schönen neuen Steinen versehen worden? Ich finde, man kann diese schöne Seite des Kapitalismus nicht erzählen, ohne immer auch gleichzeitig die Trade-offs zu schildern – die andere Seite der Medaille. Natürlich kann man sagen, dass die schöne Seite uns die materielle Basis für Optionssteigerung und für die Erweiterung von Freiheitsspielräumen gebracht hat. Und dass es ein in so hohem Maße produktives System des Wirtschaftens bisher noch nie gegeben hat. Dann muss man aber doch auch immer gegenrechnen, welche Kosten das gleichzeitig verursacht: ökologisch, kulturell und sozial. Und nach dieser Rechnung bleibt unter dem Strich eher »Wohlstand für einige« übrig.

**Rosa:** Das ist doch kein Nullsummenspiel.

**Lessenich:** Vielleicht, aber Ökonomen sehen gerne immer nur den bisher größten dagewesenen Modus der Wertschöpfung und der Wohlstandssteigerung. Aber man muss die Einbußen, die es auf der anderen Seite gibt, eben mitberechnen. Dieser Verweis auf »Wohlstand für alle!« ist immer schon ideologisch gewesen, bei Ludwig Erhard genauso wie in der schönen Welt des Fordismus. Denn in unserer Gesellschaft gab es immer massive, strukturelle Ungleichheiten – auf einem relativ hohen Niveau.

**Rosa:** Der Kuchen ist insgesamt deutlich größer geworden. Dass er aber ganz arg ungleich verteilt ist, steht auf einem anderen Blatt.

**Lessenich:** Aus einer globalen Perspektive ist der Aufstieg des westlichen Kapitalismus natürlich eine Ausbeutungsgeschichte und eine grandiose Verlustgeschichte für ganz viele andere Weltregionen. Das kann man nicht abstreiten. Schon wenn man über unseren schönen sozialmarktwirtschaftlichen Wohl-

stand für alle redet, dann muss man doch mal nach draußen gucken und fragen: Wie haben wir den denn erwirtschaftet?

*Gucken wir doch mal nach draußen und zwar nach China: Haben wir vor einem oder zwei Jahrhunderten ähnlich gewirtschaftet? Und würde sich Marx bei den elenden Arbeitsbedingungen im Grab umdrehen?*

**Lessenich:** Das glaube ich nicht. Denn erst mal würde er da relativ typische Phasen der Entwicklung einer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung sehen. Das ist natürlich sehr differenziert zu sehen, aber in einigen Bereichen beobachten wir dort Zustände frühkapitalistischer Entwicklung. Beispielsweise in Form von massenhafter Wanderung von ArbeiterInnen zu den Orten der Wertschöpfung, die massive soziale Entwurzelungs- und zum Teil auch Verelendungstendenzen zur Folge hat, mit wiederum massiven Bedarfen staatlicher Intervention, um die dadurch entstehenden sozialen Probleme zu beheben. Andererseits finden Sie in anderen Feldern Elemente des hochentwickelten Kapitalismus, wie wir sie hier auch haben. Dort sieht man dann eben die Ungleichheiten, die regionalen und sozialen Ungleichheitsstrukturen, die sich durch eine forcierte kapitalistische Entwicklung ergeben. Und es ist ja kein Geheimnis, dass China de facto ein Staatskapitalismus ist. Genauso gibt es aber auch Positionen, die meinen, die westliche Industriekapitalisierung habe ebenfalls starke Züge eines Staatskapitalismus gehabt und haben müssen, um die entsprechende Entwicklung überhaupt erst zu ermöglichen. Insofern würde ich denken, dass Marx sich in seiner Analyse, von der ursprünglichen Akkumulation bis zu den Fragen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Reproduktion, in vielerlei Hinsicht dort bestätigt sehen würde.

*Bemühen wir als Replik auf Marx einen anderen Denker: Was würde Milton Friedman zu China sagen?*

**Rosa:** Er würde zunächst mal feststellen, dass es natürlich nicht unbedingt ein freier Markt ist. Aber die neoliberale Argumentation würde auch betonen, dass China insgesamt einen wahn-sinnigen Wirtschaftsboom erzielt hat, seitdem es sich für die Wettbewerbs- und Marktlogik geöffnet hat. Er würde sich also ebenfalls bestätigt fühlen, denn der Kuchen wächst.

**Lessenich:** Es ist wie eine Entfesselung der gesamten Gesellschaft. Es werden Anreize gesetzt, die einerseits dauerhaft die Produktivität erhöhen, wodurch aber auch Lebenschancen erhöht werden. Einerseits.

**Rosa:** Was man da sieht, ist sozusagen eine Art Doppelentwicklung: Auf der einen Seite umarmt China hemmungslos das Wettbewerbssystem, schon mit Momenten eines Raubtierkapitalismus. Auf der anderen Seite partizipieren nun aber schon auch viele Menschen am Konsumenten-Wohlstand, weil ganz Asien – überspitzt formuliert – eine Art Shopping Center wird. Der materielle Wohlstand bzw. der Reichtum steigt zwar und vermutlich gibt es viele Menschen, die daran partizipieren können. Ob es ihnen damit unbedingt besser geht, würde ich jedoch bezweifeln.

*Der Westen schielt immer auch ein bisschen argwöhnisch und zugleich neidisch nach China. Argwöhnisch aufgrund der Lebens- und Arbeitsbedingungen, neidisch aufgrund der ökonomischen Wachstumsraten. Auch wenn wir in Deutschland ein anderes Kapitalismusmodell fahren: Glauben Sie wir können auch etwas von China lernen?*

**Lessenich:** Nein, denn erst mal muss man sehen, auf welchem wirtschaftlichen Entwicklungsstand die chinesische Ökonomie

und Gesamtgesellschaft noch ist. Dass überhaupt über einen längeren Zeitraum solche gigantischen Wachstumsraten erzielt werden können, hat ähnliche Gründe wie bei der Rekonstruktion der deutschen und europäischen Ökonomie nach dem Zweiten Weltkrieg. Da stecken natürlich noch ganz viele Potenziale für auch auf mittlere Frist hohe Wachstumsraten drin. Aber: Es wird dieselben Sättigungseffekte auch in China geben. Sicher kann ich nicht sagen wann, denn noch profitiert China von dem internen Durchkapitalisierungsbedarf und der internationalen Arbeitsteilung, die für China gerade sehr günstig ist. Aber das ist natürlich kein verallgemeinerbares Modell. Denn auch dort werden sich die typischen Widersprüche kapitalistischer Gesellschaftsentwicklung zeigen, wie sie bereits jetzt schon deutlich sichtbar werden. Von daher glaube ich nicht, dass Eliten neidisch nach China schauen. Aber: Wir werden daran gemessen. Und das ist wieder ein weiteres Argument, warum wir ständig schneller laufen, höher und weiter springen müssen.

**Rosa:** Da gibt es schon Ideologen, die sagen: »China hat sieben Prozent Wachstum, wir haben nur eines.« Der Entwicklungsstand, die sozialen, ökologischen und ökonomischen Verwerfungen werden dabei völlig außer Acht gelassen.

*Berücksichtigt gerade auch die Wissenschaft Ökonomie diese Zusammenhänge zu wenig und ist zu versteift auf die Wachstumslogik? Soll heißen: Inwiefern kann man der Wirtschaftswissenschaft, die in den letzten Jahrzehnten immer das markliberale Credo des Wirtschaftens gepredigt hat, noch trauen? Insbesondere vor dem Hintergrund der Finanz-, Wirtschafts- und Schuldenkrise der letzten Jahre, in der urplötzlich wieder und als wäre er nie fort gewesen, gerade von den markliberalen Denkern nach John Maynard Keynes gerufen wird.*

**Lessenich:** Da habe ich eine klare Position: Die Ökonomik, jedenfalls hierzulande, hat als Wirtschaftswissenschaft völlig abgewirtschaftet! Nicht zuletzt deswegen, weil sie vollkommen ahistorisch geworden ist und eine unglaubliche Energie entwickelt hat, alles, was abweichende Meinung ist und was irgendwie Paradigmenstreit hervorrufen könnte, konkurrenzförmig auszuschließen, im Zweifel durch Schmutzkonzurrenz. In Deutschland haben wir ja eine wirklich weitestgehend »durchgemainstreamte« Ökonomik, die Fragen stellt, die keiner mehr beantwortet haben möchte und die sich so weit von den sozialen Realitäten entfernt hat, dass sie auf jeden Fall ein Teil des Gesamtproblems darstellt. Da sehe ich keinen Ansatzpunkt dafür, dass von der Wirtschaftswissenschaft in der Organisationsform, wie wir sie hierzulande haben, irgendein anderer Impuls kommen könnte.

*Die Ökonomik hierzulande hat völlig abgewirtschaftet*

**Rosa:** Das würde ich auch unterstreichen, vielleicht sogar noch radikaler: Manchmal denke ich, dass man die Ökonomik als angebliche Wissenschaft eigentlich abschaffen sollte, weil sie überhaupt nichts taugt. Das ganze Geschwafel von den freien Märkten und der Deregulierung – wir haben ja gesehen, wozu das de facto führt. Und jetzt werden die ganze Angebotsökonomie und der Monetarismus, die jahrelang gepredigt wurden, von den gleichen Leuten, die sie vertreten haben, um 180 Grad gewendet. Das ist völlig unplausibel, aber das Problem reicht meines Erachtens noch tiefer. In der klassischen Ökonomie oder der Neoklassik wird immer von Märkten im Sinne von Gleichgewichtsmodellen ausgegangen, irgendwie soll an allen Stellen ein Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage der Idealzustand sein. Was dabei aber völlig außer Acht gelassen wird, ist die Steigerungsdynamik und -logik. Und die ist nicht nur für uns Soziologen interessant sondern prägend für die Gesellschaft insgesamt. Dieser umfassende Zwang zu Wachstum, zu Beschleunigung und zur Steigerung von Inno-

vationsraten wird in den Modellen überhaupt nicht abgebildet, sondern läuft immer nur nebenher. Das ist aber ein fataler Fehler, da diese Logik der Kern des Kapitalismus ist.

**Lessenich:** Es gibt natürlich schon Weiterentwicklungen, sowohl innerhalb der Neoklassik selbst als auch außerhalb, die von diesem Gleichgewichtsdanken abweichen und andere Aspekte mit einbeziehen. Insofern tut man dem gesamten Spektrum der Ökonomik unrecht, wenn man sie nur rein auf die Gleichgewichtsökonomik reduziert. Aber: Die Gleichgewichtsökonomik ist das Dogma.

*Lernen wir denn überhaupt nicht dazu? Wo sonst, wenn nicht vor allem in der Wissenschaft?*

**Rosa:** Die Ökonomen leider nicht.

**Lessenich:** Ein zentrales Problem ist, dass die Wirtschaftswissenschaft suggeriert, auch Annahmen über die Natur des Menschen treffen zu können, die dann eben als allgemeingültig dargestellt werden. Sie gibt sich auch noch als Kulturanthropologie mit dem Axiom: »Wir wissen doch, wie die Menschen sind, die suchen ja nach der Maximierung ihres Nutzens, und dadurch erklärt sich alles.«

*Obwohl beispielsweise die Spieltheorie und Verhaltensökonomik versucht, ja gerade die blinden Flecken der Neoklassik abzudecken. Wenn die Ökonomik aber abgewirtschaftet hat, was kann dann die Soziologie an der Stelle leisten?*

**Rosa:** Die Frage würde ich gerne noch mal mit Blick nach China beantworten. Es gibt so was wie ein Versprechen, das nicht der Kapitalismus selber gegeben hat, aber die Menschen, die Gesellschaften, die, die den Kapitalismus verteidigt haben, und das lautet: Der Kapitalismus sei deshalb gut, weil er die

Menschen von der Sphäre der puren Notwendigkeit entlaste, davon die Lebensführung auf den Existenzkampf richten zu müssen. In China sieht man aber genau das Gegenteil. Dort ist einerseits eine Steigerung, auf der Seite des Produzentenethos zu beobachten: mehr Wettbewerb, mehr produzieren, mehr hervorbringen. Auf der anderen Seite steht der Konsumentenethos: mehr kaufen, mehr verbrauchen und für viele auch mehr Existenzkampf. Das heißt, die Lebensführung wird komplett der Logik der ökonomischen Sphäre untergeordnet und das Versprechen des Kapitalismus greift hier nur für sehr wenige. Die Soziologie kann es in der Hinsicht vielleicht nicht leisten, ein neues Wirtschaftsmodell aus dem Arm zu schütteln. Aber sie kann den Punkt stärken, dass Wirtschaft in einen Gesamtkontext von Lebensführung und von Gesellschaft eingebettet sein muss. Ich glaube, diese einseitige Verengung auf die Wachstumslogik kann von der Soziologie aufgebrochen werden. Schauen Sie sich nur mal die Debatten in Europa und in Deutschland an: Es geht immer um die Frage, wie retten wir den Euro, wie sichern wir Standortvorteile und Wettbewerbsfähigkeit. Das heißt, nicht nur die komplette Entfesselung der Ökonomie, sondern die Kolonialisierung aller Lebensbereiche ist die Katastrophe. Und Soziologie hat den Anspruch, die unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären auszubalancieren und daraus was Neues zu machen. Da liegt der Nutzen der Soziologie.

*Diese einseitige Verengung auf die Wachstumslogik kann von der Soziologie aufgebrochen werden*

**Lessenich:** Darf ich das ergänzen?

*Ja gerne, auch mit Hinblick auf die Frage: Wird die Soziologie von und in der Politik zu wenig wahrgenommen?*

**Lessenich:** Sicher, wobei ich vorausschicken würde: Man soll die Wissenschaft auch nicht zu ernst nehmen und vor allem nicht sich selbst überschätzen mit Blick auf das, was wir als So-

ziologen können. Was mir aber schon wichtig zu sein scheint ist, dass die Soziologie ganz andere Wissensbestände in die Gesellschaft einführen kann. Ob die dann von ihr angenommen und verarbeitet werden, ist eine andere Frage. Von daher ist es aus meiner Sicht die große Leistung der Soziologie und deren Potenzial, gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten und auch Selbstverständnisse der sozialen Akteure infrage zu stellen. Also einen Schritt zurückzutreten und zu fragen: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? In welchen Strukturen operieren wir? Das fragt sich die Ökonomik nicht und das fragt sie auch die Politiker nicht. Natürlich sind die nicht irgendwie im Raumschiff Bonn-Berlin unterwegs, sondern partizipieren ebenfalls an den sozialen Prozessen in dieser Gesellschaft. Deshalb sind sie als Akteure, die erstens ein hohes Maß an Verantwortung für gesellschaftliche Entwicklungen tragen und zweitens nah dran sind an den Restriktionen und Machtverhältnissen, die es in kapitalistischen Gesellschaften gibt, genauso von der Steigerungslogik infiziert. Dabei geht es gar nicht um Hinterzimmerpolitik und Verschwörungstheorien, aber es gibt natürlich starke, mächtige Interessen, die diese Steigerungslogik auch nach wie vor am Leben erhalten wollen. Und genau an dieser Stelle kann die Soziologie dazu beitragen, dass diese Gesellschaft sich Rechenschaft darüber ablegt, in welchen Strukturlogiken sie eigentlich prozessiert und wie wir als Subjekte, und eben auch die PolitikerInnen, als Wachstums- und Steigerungssubjekte diese Logik immer weiter reproduzieren.

*Um wirken zu können,  
müsste die Soziologie  
einen besseren Zugang  
zur Politik haben*

Um aber tatsächlich zu einer anderen Vergesellschaftungsform zu kommen, bräuchte es wirklicher institutioneller Reformen und struktureller Brüche, die ebenfalls von der Soziologie diskutiert werden. Aber: Um wirken zu können, müsste die Soziologie einen besseren Zugang zur Politik haben, den sie jedoch aufgrund der Vormachtstellung der Ökonomik nicht bekommt. Man kann nur versuchen, daran ein wenig zu arbeiten und – ohne Selbst-

überschätzung – die soziologischen Wissensbestände stärker in die öffentliche Auseinandersetzung einzubringen.

*Wenn Ökonomik so sehr im Abseits steht, wie ist es dann zu erklären, dass sich Deutschland im Vergleich zu vielen anderen europäischen Ländern doch ganz gut in der Krise geschlagen hat und sich weiterhin schlägt?*

**Lessenich:** Dass Deutschland nicht zufällig so gut aus der Krise kommt, hat mit seiner ökonomischen Positionierung in der Europäischen Union und im Weltmarktsystem zu tun. Zudem hat die deutsche Wirtschaft auch davon profitiert, dass bestimmte Akteure, wie beispielsweise die Gewerkschaften, noch sehr stark einer Konsens- und Vermittlungskultur anhängen. In dieser Mischung von ökonomischer Positionierung und einer politischen Kultur, die nach wie vor auf Ausgleich angelegt ist, haben die klassischen Formen der Dämpfung der Krisenfolgen wie Kurzarbeit oder Abwrackprämien erfolgreich gewirkt. Die Frage ist jedoch, wie lange sich eben diese relativ günstige Position Deutschlands und die relative Unbehelligtheit durch die Krisenphänomene im Vergleich zu den südeuropäischen Gesellschaften fortschreiben lässt.

*Glauben Sie also, dass es endlich ist, das jetzige System und der ständige Wachstumsgedanke?*

**Rosa:** Es gibt das starke Argument: Wachstum ist ökologisch endlich, wir haben nur einen Planeten, wir bräuchten aber eigentlich drei oder mehr. Es scheint also offensichtlich, dass wir irgendwann nicht mehr wachsen können. Ich bin mir da aber nicht hundertprozentig sicher, weil ich glaube, dass noch ganz viel möglich ist und zwar gerade auch im Blick auf neue Technologien und neue Energieressourcen. Gelingt uns beispielsweise irgendwann die Kernfusion, werden massive neue Energiequellen erschlossen – mit vermutlich einigen negativen

Nebenfolgen. Dennoch: Ich würde nicht unbedingt danach fragen, was die äußeren, also ökologischen Grenzen sind. Sondern ich würde allenfalls nach sozialen Grenzen oder nach kulturellen und subjektiven Grenzen fragen. Meine These ist schon seit Langem, dass Wachstum bzw. das Ansteigen der ökonomischen Möglichkeiten per se noch nicht glücklich macht, wie auch die empirische Glücksforschung zeigt. Die Frage sollte also nicht nur lauten: »Wie lange können wir es uns noch leisten?«, sondern: »wollen wir es eigentlich, ist es gut für uns so zu leben?« Denn wir haben schon hundertmal gedacht, es gibt Grenzen. Diese Diskussion hätten wir auch 1880 führen können und hätten vermutlich darin Grenzen gesehen, was technisch machbar wäre. Und dann? Dann hat man so was wie den Computer erfunden. Die Grenzen sind also nicht so offensichtlich und wir sollten auch gar nicht danach suchen.

*Wir haben schon  
hundertmal gedacht,  
es gibt Grenzen*

*Danach suchen müssen wir auch nicht, wir bekommen es ja gerade täglich und hautnah beim derzeitigen Crash zu spüren. Und wirft man einen Blick in die Geschichtsbücher – Stichwörter wie die Tulpenmanie im 17. Jahrhundert, der Gründerkrach im 19. Jahrhundert, die Dot-Com-Blase beim Jahrtausendwechsel – sieht man immer wieder die Grenzen und fragt sich: Lernen wir nicht aus unseren Fehlern? Wieso landen wir immer wieder am gleichen Punkt?*

**Rosa:** Es ist zwar immer ein ähnlicher Punkt, aber das Ende ist es nie.

**Lessenich:** Unser Kollege Klaus Dörre würde sagen, die Räume der kapitalistischen Landnahme sind nicht endlich, sondern durchaus noch zu erweitern. Nach China lässt sich noch das gesamte Schwarzafrika einbeziehen, in dem noch unvorstellbares kapitalistisches Potential liegt. Und auch mit der Innovationslogik sind wir noch lange nicht am Ende. Historisch

betrachtet, gab es solche Crashes und die massiven sozialen Effekte solcher Zusammenbrüche immer wieder. Und vielleicht wird es jetzt der Mega-Crash und es gibt sehr viel Elend, das daraus entsteht, bis auf diesen Aschen der nächste Aufschwungszyklus aufbaut. Aber die Frage ist doch erstens: Wollen wir das? Ich glaube, dass viele sagen würden, das wollen wir nicht. Eine zweite Frage ist dann aber: Wie lange lassen sich die Leute das noch bieten? Die Massen, die wirklich am kürzeren Hebel sitzen und es zunehmend auch merken, dass sie die Verlierer sind und damit ihre Lebenschancen sinken und ihre Lebensqualität leidet. Wie lange geht es noch gut, strukturell großen gesellschaftlichen Mehrheiten zu schaden? Es gibt Grenzen der politischen Legitimierbarkeit dieses Systems, des gegenwärtigen Wirtschaftens und des Lebens, das davon abhängig ist. Und da sehe ich durchaus Grenzen, die sich nicht beliebig hinausschieben lassen.

*Mit der Innovationslogik  
sind wir noch lange nicht  
am Ende*

*Also knallt es womöglich bald und die Leute gehen wieder jeden Montag auf die Straßen, weil die Diskrepanzen zwischen oben und unten, arm und reich, Verlierer und Gewinner zu eklatant werden?*

**Lessenich:** Das weiß man nicht, und ich glaube, es geht hier auch nicht nur um Armut. In unterschiedlichen sozialen Milieus sind es unterschiedliche Belastungswahrnehmungen, die aber zu einem allgemeinen Unbehagen führen. Das merkt man bereits daran, dass Krisendiskurse irgendwie anschlussfähig werden und auch viele Leute denken, dass dieser Wirtschaftsmodus sich nicht auf ewig so weiterführen lässt. Wir können zwar irgendwie Kosten externalisieren, aber auch das wird nicht endlos gehen – ganz gleich, ob man sich nun ökologische Grenzen, globales Elend oder die daraus resultierenden Migrationsströme anschaut. Aber es gibt natürlich keine benennbare Schwelle, was jetzt noch dazukommen müsste, damit es wirklich knallt. Und vor allem ist auch unklar, welche Kanäle

sich dieses Unbehagen sucht, also klassische Formen der Revolutionierung bzw. der Unruhe oder eher unkonventionelle Formen ...

*... wie Occupy?*

**Lessenich:** Ja, genau, aber so was versickert. Doch man kann nicht ausschließen, dass sich daraus wiederum neue Formen der sozialen Bewegung entwickeln, die dann vielleicht auch wieder eher dem ähneln, was klassische soziale Bewegung ge-

*Occupy würde ich vor allem als ein Symptom eines breiten, wachsenden Unbehagens sehen*

wesen ist. Ich würde es nicht ausschließen, aber Occupy würde ich vor allem erst einmal als ein Symptom sehen, ähnlich wie die Piraten Symptom eines breiten, wachsenden Unbehagens sind. Zu diesen Organisationsformen des Sozialen sollte man

mehr forschen, um herauszufinden, was denn wirkmächtige Organisationsmodi von Protest in der Gegenwart sein könnten. Die werden sicherlich anders aussehen als die klassischen Straßendemos der 60er, 70er Jahre.

*Sehen Sie eine ähnlich düstere Prognose, mit starken Protesten und revolutionären Umstürzen, Herr Rosa? Und was würde das für unsere Demokratie bedeuten?*

**Rosa:** Seit dem 18. Jahrhundert wird die moderne Gesellschaft von einer bestimmte Kultur geprägt, die durchaus starke normative Ideen beinhaltet, vor allem Autonomievorstellungen, dass man ein selbstbestimmtes Leben führen kann und von nichts und niemandem begrenzt wird – auch nicht von der Natur. Das lässt sich überall beobachten: Unsere Lebensführung wird dominiert von der Idee, dass wir selber bestimmen, wie warm oder hell es in dem Raum ist, wann wir Erdbeeren essen wollen etc. Selbstbestimmung ist also das überragende moderne Konzept und Demokratie ist dazu eine unverzichtbare

Bedingung. Einerseits weil sie Selbstbestimmung im Kollektiv durch den demokratischen Modus möglich macht, andererseits weil sie das Gestaltungsversprechen und die große Verheißung der Moderne beinhaltet. Aber: Das Problem ist, dass die demokratischen Institutionen diese Gestaltungsleistung nicht mehr erbringen und der Frust darüber relativ hoch ist. Die Demokratie wird von dieser ökonomischen Steigerungslogik, die sich unerbittlich und fast wie ein totalitäres Regime in alle Lebenswirklichkeiten hineinfrisst, unterjocht und unterworfen. Der Steigerungs- und Beschleunigungsimpuls ist insofern totalitär, als er erstens alle Schichten und zweitens alle Lebensbereiche ergreift. Man sieht es im Bereich Bildung oder in der Pflege, in der Unterhaltung und eben auch in der Politik. Die hat aber noch ein zusätzliches Problem, weil sie per se relativ langsam ist. Demokratische Willensbildung und Entscheidungsfindung sind zeitaufwendige Prozesse und der Zeitaufwand steigt, je pluralistischer Gesellschaften und je komplexer Handlungskontexte werden. Und Zeit ist nicht zuletzt in der Eurokrise mehr denn je auch Geld, schaut man sich die täglichen Auf und Abs des Börsenbarometers

als Reaktion auf neue Schlagzeilen an. Demokratie läuft also der Steigerungslogik prinzipiell zuwider, macht sich unter dem dominanten Steigerungsdogma aber zum Handlanger

*Demokratie läuft der Steigerungslogik prinzipiell zuwider*

von ökonomischen Interessen, was sehr gefährlich ist. Gegen diese Tendenzen gibt es derzeit kein kollektives Aufbegehren oder neue stabile soziale Bewegungen, sondern nur eine massive Frustration mit den herrschenden politischen Institutionen. Das kann jedoch ganz fatal umschlagen, so wie wir es auch schon mal hatten. Und das sollten auch gerade wir als Soziologen realistisch zur Kenntnis nehmen.

*Politiker gestalten also schon lange nicht mehr, sie reparieren nur noch, da jeden Tag eine andere Sau durchs Dorf getrieben wird?*

**Rosa:** Ja genau, sie löschen allenfalls Feuer.

*Ist dann aber eine Entschleunigung von politischen Prozessen nicht sinnvoll?*

**Rosa:** Ja, aber dann haben wir das Problem, das wir funktionale Differenzierung nennen: Politik kann nicht einfach die anderen Systeme steuern. Man könnte sich vorstellen, mit politischen Mitteln auch die anderen Bereiche zu entschleunigen und zu verlangsamen. Aber weder gibt es das politische Subjekt, das es tun kann, noch die politischen Institutionen, noch Zielvorstellungen. Deshalb reicht keine wie auch immer geartete Einzelreform des politischen Systems. Notwendig ist eine kollektive Umsteuerung, die wiederum massive institutionelle Umsteuerungen nicht nur in der Politik zur Folge hat, um grundsätzlich weg von der unerbittlichen Steigerungslogik in allen Bereichen zu kommen. Das erfordert natürlich auch ökonomische Reformen. Konkret wäre mein Favorit beispielsweise eine Doppellösung: ein allgemeiner Schuldenschnitt, weil Schulden ein

*Insgesamt bedarf es einer  
langfristigen kulturellen  
Neuerfindung*

massiver Antriebsfaktor sind, plus die Einführung eines Grundeinkommens. Das alleine würde an der ökonomischen Existenzform bereits sehr viel ändern. Insgesamt bedarf es aber einer langfristigen kulturellen

Neuerfindung, die eben nicht mehr dogmatisiert, dass die Vermehrung von Gütern oder Optionen unser Heil ist, sondern einen anderen Indikator für gelingendes Leben, für Lebensqualität findet.

**Lessenich:** Ich würde mich dem letzten Punkt anschließen, weil ich glaube, dass diese Art Kulturrevolution nur über neue Formen von Demokratie organisiert werden kann. Dann ist aber die Frage: beißt sich das nicht in den Schwanz? Denn ein zentrales Problem der Gegenwart ist doch, dass wir gar keinen starken Begriff mehr von Demokratie haben, und das, was

überhaupt demokratisch möglich wäre, an ganz geringen Standards messen. Wir brauchen wieder ein emphatisches Verständnis von Demokratie als politische Form der Selbstgestaltung von Gesellschaft. Wir müssen wieder wirklich verstehen und kulturell-kollektiv verankern, dass wir alle gestalten sollten und gestalten wollen sollten und es die Möglichkeiten dazu gibt. Dazu bräuchte man aber – und auch hier noch mal der Link zur Frage des guten Lebens aus meiner Sicht – in erster Linie mehr Zeit, Muße und Freiräume, um sich wirklich kollektiv darüber zu verständigen, was wir denn eigentlich wollen. Nicht, dass wir jetzt alle Hartmut Rosa lesen und in Lesezirkeln diskutieren sollen. Aber tatsächlich geht es darum, lokal und vor Ort Diskussionsräume zu eröffnen und sich darüber zu unterhalten, was denn eigentlich schief läuft. Das wäre ein ziemlich guter Anfang.

*Wir brauchen wieder ein  
emphatisches Verständnis  
von Demokratie als politi-  
sche Form der Selbstgestal-  
tung von Gesellschaft*

*Also mehr Reflektionszeit als Lösung auf die Krise und den Kern des Kapitalismus?*

**Lessenich:** Es gibt nicht die großen sozialen Bewegungen, aber es gibt doch in ganz vielen unterschiedlichen Lebensbereichen Formen des Neuen, die auf mikropolitischer Ebene entstehen. Es gibt Ansätze, die postulieren, dass eine stärker kollektive Organisation des Wirtschaftens in Form von Genossenschaften oder Ähnlichem sinnvoll wäre, wie vielleicht auch andere Formen des Wohnens und Zusammenlebens. Da gibt es auf praktischer Ebene unglaublich viele Dinge, die bereits organisiert werden. Für diesen kollektiven Selbstreflexionsprozess müsste man aber strukturell Räume her- und bereitstellen, die sich nicht nur auf neue Formen des Wohnens oder Konsumierens, sondern eben auch auf neue Formen der Politik beziehen. Es müsste also selbstverständlich werden, dass man Freiräume und so etwas wie Gesellschaftszeit hat, in der

und in denen man sich strukturiert mit lokalen oder auch mit größeren Fragen beschäftigen und sich untereinander austauschen kann.

*Zum Beispiel über die Reduktion der Arbeitszeit?*

**Lessenich:** Ja, genau, und wenn wir schon konkret werden: Grundeinkommen finde ich eine gute Idee. Vor allem bei Bedingungslosigkeit. Aber das reicht natürlich nicht, das muss mit einer radikalen Verkürzung der Arbeitszeit verkoppelt werden bzw. mit einer Streckung der Lebensarbeitszeit. Ich glaube, wir können nicht zurück zu alten, standardisierten Arbeitszeitmodellen. Aber die Senkung der Arbeitszeit und die Umwidmung dieser Zeit in beispielsweise – das klingt natürlich gruselig – »Demokratie-Zeit« oder »Gesellschaftsgestaltungs-Zeit«, das wäre ein zentraler Punkt. Sie stellen Ihr Leben aber nicht individuell um und sagen: »Ich möchte jetzt raus aus diesem Hamsterrad.«, solange alle anderen noch weiter rennen. Das heißt, es muss ein gemeinsamer Prozess der Verständigung darauf sein, dass man das auch kollektiv und nicht nur individuell nicht mehr möchte. Und dafür muss man Räume, Verfahrensweisen und Institutionen schaffen. Anders werden wir zu dieser Kulturrevolution nicht kommen.

*Ergibt sich eine solche Kulturrevolution denn aus dem Nichts heraus? Und wie sähe ein kapitalistisches System aus, das Gemeinschaft und Solidarität stärker betont und Zeit und Räume zum Reflektieren bereitstellt?*

**Rosa:** Ich denke, wir brauchen grundsätzlich eine massive Transformation des Wirtschaftssystems. Und das, was am Ende dabei rauskommen wird, wird nicht mehr kapitalistisch sein in der Form, wie wir das bisher kennen. Es wird kein kapitalistisches Wirtschaftssystem mehr in der Logik sein, dass wirt-

schaftliche Tätigkeit angetrieben wird von dem Motor, der bei Marx ganz einfach mit GWG' bezeichnet wird, also Investition und Produktion zur Profitmaximierung. Denn diese Steigerungslogik ist unendlich. Und wenn das der Kern von Kapitalismus ist, dann können ein System und eine Gesellschaftsform, die jenseits dieser Steigerungslogik sind, nicht mehr kapitalistisch sein.

*Wir brauchen grundsätzlich eine massive Transformation des Wirtschaftssystems*

*Also Wohlstand ohne Wachstum – wie es beispielsweise der britische Ökonom Tim Jackson postuliert?*

Rosa: Ja, aber der Witz ist doch, dass es gar nicht darum geht, nie wachsen zu dürfen oder nie zu beschleunigen oder keine Innovationen mehr zu entwickeln. Das ist ja Quatsch. Die Idee ist nicht ein statischer Zustand, der alles einfriert. Aber es sollte nicht nötig sein, zu wachsen, nur um den Status quo zu halten. Das Problem unserer Gesellschaft ist nicht, dass sie wächst oder innoviert, sondern dass sie das tun muss, damit sich nichts ändert. Denn: Wenn wir nicht wachsen, dann bleiben wir nicht, wie wir sind, sondern dann bricht die Krise aus. Erstrebenswert wäre aus meiner Sicht deshalb ein

Regime, das manchmal wächst und manchmal beschleunigt und manchmal Innovationen hervorbringt, das aber nicht notwendig wachsen muss, nur um den Status quo zu erhalten. Der Weg zu einem solchem Regime kann

*Erstrebenswert: ein Regime, das manchmal wächst und manchmal beschleunigt und manchmal Innovationen hervorbringt, das aber nicht notwendig wachsen muss, nur um den Status quo zu erhalten*

zweigeteilt sein: Einerseits brauchen wir unbedingt so etwas wie eine Vision. Dann würde natürlich auch eine Kulturrevolution entstehen können. Denn Kulturrevolutionen werden ja in der Regel nicht politisch eingeleitet, sondern es gibt neue Ideen, die Menschen begeistern, und die dann auch politische Kon-

sequenzen haben. Und ein fatales Element unserer heutigen Lage ist, dass diese Visionen nicht sichtbar sind. Möglicherweise verfügt dieses kapitalistische Steigerungs-Regime auch über Mechanismen, die die Visionen austrocknen. Aber wenn eine Vision kommt, dann wird sie als Kulturrevolution kommen. Andererseits müsste die politische Umsetzung dann allerdings demokratisch sein. Wie könnte das gehen? Beispielsweise wäre ein Grundeinkommen zunächst einmal eine solche Reform, die noch vereinbar ist mit dem herrschenden kapitalistischen Regime, aber schon viel an der kulturellen Logik und der Existenzform ändern würde. Es wäre ein hochinteressantes Experiment, das nicht mit einem Schlag den Kapitalismus obsolet macht – das schaffen wir nicht, dazu ist er zu mächtig –, aber doch einiges ändern würde.

**Lessenich:** Nach meinem Verständnis könnte eine wirklich demokratische Gesellschaft auf Dauer eben gerade nicht mit einer kapitalistischen Ökonomie leben. Sie würde diese Form gar nicht wollen. Denn eine wirklich demokratische Gesellschaft würde sich darüber verständigen, dass die sehr differenzierten und vielfältigen Vorstellungen des guten Lebens nicht übereingehen mit der gegenwärtigen Form des Wirtschaftens. Dass sie einfach inkompatibel sind. Man würde zwingend darin übereinkommen, dass die Idee der »common goods« eine bestehende ist: bestimmte Güter erst einmal grundsätzlich dem Wettbewerb, der Wachstums- und Profitlogik zu entziehen, beispielsweise das Wasser und auch Gesundheit. Es gibt bereits einen breiten Konsens darüber, dass die Spekulation mit und das Profit schlagen aus solchen Gütern einfach nicht gut sein kann. Nur, wie findet dieser Konsens auch seinen politischen Niederschlag? Ich glaube, das geht nur über die wirklich alltägliche Auseinandersetzung über das gute Leben und über das damit entstehende Interesse an der Entwicklung von neuen Formen der politischen Gestaltung der Gesellschaft.

*Ist der »grüne« Kapitalismus eine neue Form?*

**Rosa:** Der grüne Kapitalismus ist das Schlimmste, was es gibt.

*Warum?*

**Rosa:** Die Grünen haben ja tatsächlich mal als wachstumskritische Anti-Kapitalismusbewegung angefangen. Und jetzt behaupten sie irgendwie, dass beides zusammen geht: Wachstum im nachhaltigen, ökologischen Rahmen. Das ist deshalb das Schlimmste, weil den meisten Menschen heute einleuchtet: »Es muss eigentlich eine Grenze des Wachstums geben, nämlich die ökologische Grenze.« Aber der grüne Kapitalismus geht weit darüber hinaus, indem er sich auf die Fahnen schreibt, diese Grenze auch noch zu überwinden, ununterbrochen weiter zu wachsen und auf Vermehrung und Steigerung zu setzen, mit dem kleinen Unterschied, es eben nachhaltig zu tun.

*Der grüne Kapitalismus  
ist das Schlimmste, was  
es gibt*

**Lessenich:** Letztlich ist es doch das Signal, dass wir mit einigen Modifikationen weitermachen können wie bisher. Kapitalismus kann meines Erachtens nicht grün und gut sein. Das Signal müsste sein: Nichts gegen Investitionen in grüne Technologien. Aber grün müsste heißen, die gegenwärtige Form des Wirtschaftens und den Reproduktionsmechanismus dieses Wirtschaftssystems zu durchbrechen.

**Rosa:** Ich will auch noch mal den Ökonomen eins auswischen: Die Kulturrevolution, von der Stephan Lessenich spricht, vielleicht ist die wirklich in Anfängen schon da. Alarmsignale aus Feldern wie Politik, Wissenschaft und auch der Wirtschaft gibt es bereits. Und die werden auch von neoliberalen Ökonomen so diskutiert, wie beispielsweise, dass der Elitenachwuchs keine Lust mehr hat, in die Führungsposition aufzurücken. Gute

Leute an der Universität wollen kein Professor mehr werden, weil sie sagen: »Euer Wahnsinnssystem, das Hamsterrad machen wir nicht mit.«

**Lessenich:** ... lieber viel verdienen in der »freien« Wirtschaft.

**Rosa:** Vor kurzem gab es einen langen Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung darüber, dass junge erfolgreiche Unternehmer oder Manager nicht in die Führungsposition wollen, weil sie sich nicht ihr ganzes Leben für diese Ökonomie knechten wollen. Und was schlagen Ökonomieprofessoren als Reaktion darauf vor? Die Jobs müssten definitiv attraktiver gemacht und deshalb die Lohnspreizung erhöht werden. Das ist wirklich deren Antwort, die Löhne für Führungspositionen zu erhöhen! Daran erkennen Sie, warum die Mainstream-Ökonomie vollständig unfähig ist, die gegenwärtige Krise auch nur zu erkennen, geschweige denn zu lösen.

*Gibt es denn Länder, die es anders machen und von denen man sich gewisse Dinge abschauen könnte? Beispielsweise das viel zitierte Buthan mit seinem »Bruttonationalglück«-Ansatz?*

**Lessenich:** Das halte ich eigentlich für die falsche Vorstellung: Wir gucken, was die anderen machen, und übernehmen dann die positiven Lösungen. Ich glaube, so konkret geht es gar nicht. Was man aber schon lernen kann, sind Einstellungsfragen bzw. Fragen einer grundsätzlichen Bewertung von bestimmten Dingen. Da ist das Grundeinkommen nicht das allein seligmachende Instrument. Viele starke BefürworterInnen des Grundeinkommens sagen: »Führt das Grundeinkommen ein und diese Gesellschaft wird automatisch revolutioniert werden.« Solange an den Eigentumsverhältnissen, an der Art des Produzierens nichts verändert wird und sich das nur auf die Verteilungsseite bezieht, ist das zwar ein durchaus sinnvolles Instrument, das ich befürworte. Es wird aber offensichtlich die

Produktionsverhältnisse in dieser Gesellschaft nicht wesentlich beeinflussen, worauf es allerdings ankäme. In Deutschland wird im Übrigen immer ganz stark nach Leistungsgerechtigkeit gerufen. Leistungsgerechtigkeit als Wert spielt etwa bei Fragen der Konstruktion der Alterssicherung eine große Rolle: Wollen wir da auf eine Grundsicherung gehen, die möglichst gut ausgestattet ist, oder wollen wir Spreizungen des Alterseinkommens haben? Das sind bei uns Institutionen, die nach dem Leistungsgerechtigkeitsprinzip gebaut sind. Und die sozialisierten letztlich auch Menschen, die das Leistungsgerechtigkeitsprinzip gut finden. Will man etwas verändern, müsste man aber Institutionen umbauen, sodass sie auch andere Signale aussenden – statt Leistungsgerechtigkeit vielleicht Bedarfserechtigkeit oder Egalität. Die Menschen, die die Institutionen so umbauen, tragen aber wiederum Prioritäten, Präferenzen und Werte in sich, die vielleicht noch einer alten Ordnung gehorchen. Und das ist doch die zentrale Frage, wie sich diese umstellen lassen? Lernen könnte man vielleicht ein wenig von dem Lebensgefühl in katholischen Ländern, ein paar Sachen mal ruhiger anzugehen, lässiger und langsamer. Denn die Idee des »immer höher hinaus« ist nicht zuletzt auch eine, die beispielsweise von der protestantischen Arbeitsethik über Jahrhunderte hinweg beeinflusst ist.

*Beginnt es nicht schon viel früher, nämlich seit Menschengedenken: Schauen wir auf die Evolutionstheorie geht der stete Fortschritts- glaube über die protestantische Arbeitsethik weit hinaus?*

**Lessenich:** Nein, das glaube ich nicht. Nicht umsonst hat einer unserer soziologischen Säulenheiligen, Max Weber, eine konkrete historisch-gesellschaftliche Phase ausgemacht, wo sich unter spezifischen Umständen eine Verkoppelung von religiös beeinflussten Momenten der Lebensführung und einer bestimmten Wirtschaftsweise ergeben hat. Daraus ist die kapitalistische Dynamik entstanden – und das war letztlich kontin-

gent. Das musste nicht passieren, nur weil die Menschen per se immer mehr wollen. Es waren vielmehr konkrete historische Umstände, die dazu geführt haben und die auch durchaus andere hätten sein können. Womöglich hätten wir dann jetzt eine andere Wirtschaftsordnung. Insofern glaube ich nicht, dass das »Mehr« gleichsam naturgegeben in den Menschen steckt und die kapitalistische Rationalität Gott gegeben ist.

*Bedarf es für eine Kulturrevolution bzw. für eine Alternative zum Kapitalismus zunächst eines neuen Sozialverständnisses? Also einer Neuerfindung des Sozialen?*

*Bedarf es einer Neuerfindung des Sozialen?*

**Lessenich:** Ja, auf jeden Fall. Was wir überall sehen, und das korrespondiert natürlich mit der kapitalistischen Entwicklungslogik, ist die Anrufung, wir müssten alle Potenziale, die da irgendwo noch sind, ausschöpfen. Noch bei Senioren werden plötzlich bis ins allerhöchste Alter Potenziale entdeckt, und die müssen dann auch gehoben werden. Jeder Einzelne ist aufgefordert, seine Potenziale zu entdecken, zu heben und zu nutzen. Das ist eine Logik, die von Grund auf falsch ist und die abgeschnitten gehört. Es gibt einen sehr schönen Text von dem von mir sehr geschätzten Claus Offe, der heißt: »Die Utopie der Nulloption«. Darin weist er darauf hin, dass man sich auch demokratisch darauf einigen kann, dass es beispielsweise bestimmte Bodenschätze gibt, die man nicht heben möchte, wie etwa Öl oder Gas aus Schiefergestein. Da mit unglaublich hohen Förder- und unabsehbaren Folgekosten verbunden, lässt man es lieber im Boden. Und auch bei den Menschen lassen wir bestimmte Potenziale vielleicht einfach unentdeckt und ungehoben. Vielleicht sind weder die Menschen darüber unglücklich noch die Gesellschaft insgesamt. Diese Machbarkeits- und Steigerungslogik hat aber faktisch längst auch auf die Sozialpolitik übergegriffen. Besonders plausibel erkennen Sie das beispielsweise am Slogan »Fördern und

Fordern« der Agenda 2010: Selbstaktivierung soll gefördert und gefordert werden. Die Steigerungslogik wird damit durch die Aktivierung ins Subjekt verlegt: um mich selbst zu optimieren und alles aus mir rauszuholen.

**Rosa:** Jeder Neoliberale würde sagen: »Ist es nicht im Interesse der Subjekte, ihre Potenziale zu heben?« Das Hauptproblem ist aber, dass die Potenziale und die Entfaltung gleichzeitig im ökonomischen Sinne nutzbar gemacht werden sollen. Verwertbarkeit ist also das Credo der Zeit. Spätestens da hört das Anthropologische aber auf.

*Nochmal die Frage an Sie, Herr Lessenich: Was bedeutet das Soziale? Und muss man wieder zu einer Umdeutung bzw. Neudefinition des Sozialen kommen?*

**Lessenich:** Wir sollten nicht zurück zu einem 20. Jahrhundert-Verständnis des Sozialen, so in der Art: »Der fordistische Sozialstaat hat öffentliche Instanzen, die soziale Absicherung herstellen, und dann geht es den Leuten auch gut.« Jetzt aber ist das Soziale in die Subjekte eingelagert und von den Subjekten wird verlangt, sich sozial zu verhalten. Ihre Ressourcen zu nutzen, nicht nur zu ihrem eigenen Wohlergehen, sondern weil es beispielsweise Deutschland in der PISA-Statistik zuletzt schlecht ging und wir da unbedingt besser dastehen müssen. Die Wieder-Neuerfindung des Sozialen müsste von unten kommen. Und deswegen sind die von mir angesprochenen Räume, Zeiten und Institutionen für gesellschaftliche Selbstvergewisserung zentral, um jenseits des alten Sozialstaats zu einer dritten Idee oder zu einer neuen Idee der Vergesellschaftung zu kommen. Von daher glaube ich, dass es kein Zurück zum Alten geben sollte, aber dass der Bruch mit dieser Aktivierungslogik durchaus ein zentraler Bestandteil einer anderen Gesellschaft wäre.

*Die Wieder-Neuerfindung  
des Sozialen müsste von  
unten kommen*

*Herr Rosa und Herr Lessenich ganz konkret: Wie könnte nun eine Alternative zum Kapitalismus aussehen?*

**Rosa:** Das ist eine wahnsinnig schwierige Frage. Meine eigene Geschichte ist, dass ich mit dieser Beschleunigungs-Story überall offene Türen eingerannt habe. Dann haben die Leute aber immer gefragt, was denn die Alternative dazu sei. Das hat bei mir zu tiefem Frust geführt, weil mir die Leute gesagt haben:

»Ja, Herr Rosa Sie haben ja recht, aber was machen wir denn jetzt? Sie können doch nicht einfach sagen

*Das Problem liegt in der Art und Weise, wie wir als Kultur und als Subjekt insgesamt zur Welt Stellung nehmen*

»keine Ahnung!« Soziologie ist nun mal zum Beschreiben da, wir haben auch keine fertigen Modelle. Ich glaube aber, das Problem liegt ganz tief, es liegt in der Art und Weise, wie wir als Kultur und als Subjekt insgesamt zur Welt Stellung nehmen. Das Ver-

hältnis von uns zur Welt ist so beschaffen, dass die Welt als ein Feld von Optionen und Ressourcen erscheint, das wir nutzen müssen. Ich glaube aber, ein gutes Leben ist eines, das in Resonanzverhältnissen steht und beispielsweise in der Natur etwas anderes sieht als eine reine Ressource zum Leben. Nämlich so etwas wie ein antwortendes, atmendes organisches Teil eines Ganzen, von dem auch wir als erfahrende und handelnde Subjekte ein Teil sind. Insofern lässt sich nur durch eine Veränderung der Art und Weise, wie wir uns als Kultur und Menschheit auf die Welt beziehen, die rein ökonomisch-instrumentelle Nutzenorientierung – die dem Kapitalismus zugrunde liegt – überwinden.

*Dazu bedürfte es aber einer enormen Denk- und Reflexionsleistung der Individuen selbst, die kollektiv nicht einfach so aus dem Nichts heraus entsteht?*

**Rosa:** Ein individuelles Umdenken hilft per se nicht, es muss schon ein kollektiver Prozess werden, der da stattfindet.

**Lessenich:** Die individuelle Veränderung braucht es natürlich auch, aber das kollektive Moment ist entscheidend. Natürlich kommt es immer auch auf Sie persönlich an und Sie könnten auch persönlich die Willensentscheidung vollziehen, endlich anders leben zu wollen und das dann in die Gesellschaft zu tragen. Aber letztlich geht es nur als kollektiver Prozess und das geht erst mal nur im Kleinen. Die Soziologie kann dazu beitragen, indem sie andere Formen der Wissensproduktion findet, beispielsweise durch eine plurale kritische Soziologie der Gegenwartsgesellschaft. Dazu müsste unter anderem auch eine übergreifende, kollektive Zusammenarbeit unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen in unterschiedlichen Feldern Usus werden, um eben gemeinsam gesellschaftliche Herausforderungen besser angehen zu können.

**Rosa:** Da stimme ich zu, aber da sehe ich auch wieder viele abwinken nach dem Motto: »Wir müssen die ganze Kultur ändern? Dann können wir es auch gleich sein lassen.« Wir müssen aber weg von einem Modus der Erhaltung des Status quo durch Steigerung. Wie kann man das erreichen? Rein ökonomisch gesehen erstens über eine Pazifizierung der Existenz. Ein Beispiel dazu: Zwar erhält man bei Bedarf Hartz IV, aber dann wird man im Prinzip auch als Sozialschmarotzer und als individueller Versager gebrandmarkt. Ein Grundeinkommen hingegen würde die Existenz insofern pazifizieren, als man sich damit zwar kein großes Auto oder keine Fernreise leisten kann, aber man fällt nicht in den sozialen Abgrund.

Deshalb bin ich zweitens für einen Schulden-schnitt, weil die Schulden-Logik den Wachstumszwang enorm befeuert. Drittens lässt sich auch an Stellschrauben wie der Zinspolitik drehen, wie beispielsweise den Zinseszins abzuschaffen. Viertens müsste man an der Logik der Wettbewerbspolitik etwas ändern. Das macht mich besonders nervös: Von den Grünen bis zur CSU herrscht

*Diese totalitäre Wettbewerbslogik ist ein ganz großes Hemmnis für die wirkliche Potentialentfaltung der Gesellschaft*

immer Einigkeit, dass wir mehr Wettbewerb brauchen. Diese totalitäre Wettbewerbslogik ist ein ganz großes Hemmnis für die wirkliche Potentialentfaltung der Gesellschaft.

**Lessenich:** Aber die Frage ist natürlich, wie sich eine Alternative implementieren lässt. Wir können Vorträge auf Parteitage halten, aber dadurch wird es nicht klick machen.

**Rosa:** Vielleicht doch, denn: Die Vision ist wichtig. Schau Dir mal den Zusammenbruch des Ostblocks an. Erstaunlicherweise kann man supersolide erscheinende bürokratische Regime ganz schnell stürzen. Es ist viel leichter möglich, als wir uns denken, wie auch der Arabische Frühling beweist. Wenn es eine Vision gäbe, wie die Gesellschaft umgebaut werden könnte, wie das zu tun ist, dann könnte man die sozialen Energien mobilisieren.

**Lessenich:** Das klingt nach dem Modell des alten Intellektuellen: Man bräuchte nur irgendwie prominente Personen wie Jürgen Habermas, die eine Vision in die Welt setzen, und dann sickert sie durch.

**Rosa:** Ja, das ist ein Element davon.

**Lessenich:** Nein, das muss von unten kommen.

**Rosa:** Warum muss es von unten kommen? Kultur ist etwas, was nicht nur eine Quelle hat. Wir müssen als Intellektuelle da auch eine Rolle spielen, sonst können wir ja nach Hause gehen.

**Lessenich:** Ja, aber wenn Du als Intellektueller eine super Idee hast, die überhaupt keinen Nährboden findet, wird sie nicht fruchten. Das kann man sehr schön am Grundeinkommen sehen: Die Idee ist schon uralte, aber jetzt, weil der Leidensdruck »unten« so groß ist, findet sie wieder einen Nährboden.

*Grundeinkommen wäre also ein Element einer Alternative zum Kapitalismus. Das ist auch ein Element, das sich im Konzept der Gemeinwohlökonomie wiederfindet. Das Konzept verbindet weitere Ideen wie Steuervergünstigung für Bioprodukte, ein Verbot von Finanzmarktspekulationen, Auflagen für die Landnutzung, Demokratietekunde in der Schule oder beispielsweise eine Weltwährung. Ist das ein realistisches Konzept mit Zukunft?*

**Lessenich:** Das ist ein ganz wichtiges Konzept. Zunächst erst mal deshalb, weil es eine Idee in die Welt setzt: die Idee des gemeinsamen Wirtschaftens. Viele sagen dann: »Das gab es doch immer schon und klappt nur im Kleinen für ganz bestimmte Bereiche.« Aber wenn die Idee wächst, kooperativ bestimmte Probleme lösen zu können und sie nicht über die Wettbewerbs- und Konkurrenzlogik noch zu verstärken, dann sehe ich keinen systematischen Grund dafür, warum diese Idee nicht auch auf Bereiche überspringen sollte, in denen wir sie jetzt für völlig abseitig halten würden. Es ist eine Idee, die in bestimmten Punkten realisiert und dann und dadurch auch eine gewisse Kraft gewinnen kann.

**Rosa:** Ich finde das Konzept wirklich wichtig. Aber gerade Steuervergünstigungen für Bioprodukte sind aus meiner Sicht der falsche Weg. Deshalb war ich vorhin so gegen »grünen« Kapitalismus. Durch Steuervergünstigungen setze ich wieder ökonomische Anreize, die letztlich wieder auf die Steigerungslogik abzielen. Ich denke aber, dass es ein Verlangen unter den Menschen gibt, einfach etwas Gutes tun zu wollen – ganz ohne ökonomische Anreize – wie zum Beispiel eine Stadt grün umzubauen. Es gibt inzwischen Kommunen, die genau das tun. Und das ist dann eine Kollektivbewegung, wo die Leute nicht sagen: »Oh ja, dann spare ich auch, weil es durch den grünen Umbau auch Steuervergünstigungen gibt.« Sondern sie tun es, weil es toll ist, gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen.

**Lessenich:** Das eine schließt das andere ja nicht aus: Solange wir in einer Marktwirtschaft leben, ist es sinnvoll, mit Blick auf Werte, auf die man sich gemeinsam einigt, in Grenzbereichen vielleicht sogar auf das Motiv des ökonomischen Anreizes zu setzen.

**Rosa:** Nein, denn gerade wenn bei Gemeinwohlleistungen, die altruistisch motiviert sind, ökonomische Anreize gesetzt werden, geht die altruistische Motivation zurück. Ein Beispiel aus Amerika: Wenn Eltern, die ihre Kinder aus dem Kindergarten abholen sollen, zu spät kommen, muss der Kindergärtner länger arbeiten. Deshalb bemühten sich Eltern einigermaßen pünktlich zu kommen. Dann wurde aber ein ökonomischer Anreiz gesetzt pünktlich zu kommen: Bei einer halben Stunde Verspätung sind 10 Dollar fällig. Seither kümmert sich kein Mensch mehr drum pünktlich zu kommen.

**Lessenich:** Jetzt hast Du ein Beispiel genannt, wo man sich für falsches Verhalten freikaufen kann. Aber das *richtige* Verhalten ökonomisch anzureizen, ist etwas ganz anderes.

*Letzte Frage: Jetzt haben wir lange über das gute Leben gesprochen. Wenn Sie einen Tag alle Möglichkeiten hätten, um das gute Leben für den Großteil der Menschheit zu ermöglichen, was würden Sie tun?*

**Lessenich:** Da fällt mir spontan ganz viel ein: Ich würde Ratingagenturen verbieten, wirtschaftswissenschaftliche Fakultäten schließen und von Grund auf wieder neu organisieren, Gesetze zum Sozialstaat ändern und vieles mehr. Viel schwieriger zu beantworten ist die Frage, was ich an diesem Tag dazu beitragen könnte, um eine Kulturrevolution auszulösen. Von den 24 Stunden würde ich vielleicht nur die ersten drei nutzen, um konkrete kollektiv bindende Entscheidungen zu treffen wie beispielsweise das Verbot von Ratingagenturen. Die letzten 21 Stunden würde ich mir Muße nehmen, um mich mit Freun-

den und guten Bekannten, die ich sonst nie oder vielleicht nur auf Soziologie-Kongressen alle zwei Jahre sehe, an einem schönen Ort zusammenzusetzen, um genau diese Frage zu diskutieren: wie das gute Leben eigentlich aussehen kann.

**Rosa:** Ich würde versuchen, den ökonomischen Sinn zu schwächen und den Resonanzsinn zu stärken. Und ich würde zunächst mal alle Massentierhaltungen schließen und Tierversuche für alle Zeiten verbieten. Als Nächstes würde ich die Todesstrafe global abschaffen. Dann würde ich die Anzahl der Bildschirme weltweit reduzieren. Denn ich glaube, Bildschirminteraktion, Fernsehen und Computer sind resonanzfrei. Bei Facebook und Co. sieht man, was Menschen suchen: nämlich Resonanzen im Sinne von »Wie viele Freunde oder Follower habe ich? Wie viele Kommentare kriege ich? Wie viele Likes?«. Das ist so ein Resonanzverlangen, aber es wird dummerweise dort nicht befriedigt. Deshalb würde ich versuchen, solche kleinen oder mittelgroßen Aktionen zu machen. Und außerdem würde ich noch sämtliche Rüstungsindustrien stilllegen. Und ich würde endlich mal mein Resonanzbuch schreiben, weil ich glaube, das wird die größte wirkliche Wirkung haben.

*Schöner Schlusssatz, einige Ihrer Gedanken konnten wir vielleicht schon vorab in diesem Interview extrahieren. Vielen Dank Herr Rosa und Herr Lessenich.*

Weil Kapitalismus sich ändern muss

Rosa, H.; Lessenich, S.; Kennedy, M.; Waigel, T.

2014, VI, 131 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-01383-7